

Die halben Nächte plappert Marie litaneienhaft vor dem Kreuztisch. Ich kann nicht schlafen. Erwache ich aus dem Halbschlaf, ist es mir unheimlich, Mariens gebeugte Gestalt zu sehen. In ihrer gestreiften Jacke, den Kopf mit den bäurisch gelben, wassergesträhnten Haaren erschöpft zur Schulter gesenkt, liegt sie auf den Knien. Armer Kopf, der bettelnd sich vorschleibt! Hände neigen sich ermüdet, erholen sich, und erheben sich wieder, noch ein wenig höher.

Sie legt den Kopf in den Nacken, um zum Kreuz hinaufsehen zu können, das so hoch angebracht ist. Mir ist dann, als müsse ich das Kreuz niedriger hängen. Aber die Nägel sind durch das Kreuz in die Wand gedrungen, und es wird wohl ewig an derselben Stelle bleiben.

Marie aber quält sich ab und windet sich, als wolle sie etwas erzwingen. Und es ist doch so kalt. Ganz erstarrt muß sie sein vor Kälte, und ich rufe sie leise an: „Marie!“. Aber sie hört nicht. Versunken kniet sie weiter, denn sie ist so.

Seltfam: wir halten zusammen und verstehen uns nicht. Wir seufzen zusammen und schweigen. Mir ist, als liege auf unseren Lippen das Geständnis unserer gegenseitigen Abneigung. Das Verständnis unserer Verständnislosigkeit. Mir scheint, daß wir gezwungen zusammenleben, das ist es, was uns bedrückt. Aber wir sprechen nicht darüber.

Wie lange muß ich noch in diesem Hause bleiben? Dreiundzwanzig Tage.